

Nr. 102. Bromberg, den 5. Mai 1932.

Das harte Geschlecht

Roman von **Will Vesper.**

(14. Fortsetzung.)

Als Ref nach seiner Hütte zurückkam, stand dort Björn, und man sah ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Er lobte das Haus, das Ref hier gebaut hatte, sehr und besah es von allen Seiten. „Besser ist es als meines. Und ich hätte einen Vorschlag für dich. Aber wenn du nicht willst, so sei deshalb nicht gekränkt. Es ist nur, weil ich deine große Geschicklichkeit in solchen Dingen bewundere. Würdest du mir für Lohn meinen Hof ausbauen, so daß es ein wirkliches Gehöft ist, mit Stall und allem, mit einer großen Stube und mit Schlafräumen für mich und für meine Tochter, für Thormod, für Knechte und Mägde und auch für Gäste, daß ich nicht wieder Männer wie dich abweisen muß? Schwer wird es mir, dich zu fragen. Aber ich bin alt, und habe auch darin wenig Erfahrung. Wenn du nicht willst, so ist es gut und wir reden von etwas anderem."

Ref nahm Björns Hand und sagte: „Hier, ich verspreche dir, daß es ein stattlicher Hof werden soll."

„Und um welchen Lohn? Fragen muß ich, und es ist besser, als nachher Streit."

„Das wird sich finden", sagte Ref. Aber Björn war damit nicht zufrieden. „Nein, nein", sagte er. „Nicht ins Blaue hinein möchte ich bauen."

„Nichts anderes werde ich verlangen, als was du mir selber zugestehen wirst", sagte Ref. Mehr konnte Björn nicht von ihm erlangen.

Sie gingen sogleich miteinander den Hang hinauf, und Ref besah den Hof.

Als sie die Stimmen der Männer hörte, trat Helga aus der Türe und sah nach ihnen hin. Björn rief seine Tochter heran, und sie kam und gab Ref zum ersten Male die Hand. Es war Ref, als schaue sie prüfend auf den Grund seines Herzens. Mit großen blauen Augen blickte sie ihn gerade an. Er vermochte ihrem Blick nicht standzuhalten und schaute auf die Spitzen seiner Stiefel. Dann aber mußte er über sich selber lachen und sah auf. Da senkte Helga den Blick und wurde rot bis in die Schläfen. Das hielt Ref für ein glückhaftes Zeichen, und gut aufgelegt und leise vor sich hinpfeifend ging er mit Björn herum und besah alles und machte seinen Plan.

Ehe noch die Herbststürme begannen, war der neue Hof fertig. Er war schöner und stattlicher geworden als Björn je erwartet hatte. Unter Refs Händen verwandelte sich Holz und Stein, wie es schien, und alles fügte sich zu schöner Ordnung und einem lustigen Anblick. Von dem alten Hause war nichts übriggeblieben als die Türpfosten. Es waren breite, dunkle Eichenpfeiler mit schöner Schnitzerei, schwarz, rot und blau. „Das ist alles, was ich von meinem Hofe in Sogn gerettet habe", sagte Björn, „von dem Hofe meiner Väter." Er sprach sonst nie von der alten Zeit. Aber von Thormod erfuhr Ref, daß Björn aus einem guten alten Geschlecht stammte.

In Sogn waren seine Väter Gaukönige gewesen, Goden und mächtige Männer. Fest hing Björn am alten Glauben und an der alten Tüchtigkeit und Ehrlichkeit. Heuchelei hatte er nie gelernt, und so weigerte er sich, Christ zu werden, als Olaf Tryggvissohn mit seinen Sachsenpriestern herumzog, damals, als sie Raud von Godö fingen und mit der Otter ermordeten. Gudrun, Björns Frau, war eine Schwester von Raud gewesen. Sie war damals bei Raud zu Besuch und so in Olafs Hände gefallen. „Sie war ein Kernweib", sagte Thormod, „Helgas Mutter. Sie starb lieber, als daß sie den Glauben der Väter verließ. Als eine Zauberin ließ Olaf sie mit Feuer verbrennen. Aber dergleichen hat sie nie getrieben, Finnenkünste. Niemals." Nur in einem kleinen Schiff hatte Björn sich retten können, sich, Thormod und Helga, ehe der König auf seinen Hof gekommen war. „Wir waren damals noch Kinder." Reiche Güter und große Besitzungen ließ Björn zurück. Aber nicht darum trauerte er. Gudrun konnte er nicht vergessen.

„Ja, er welkt dahin", sagte Thormod, „der Kummer frißt an ihm." Und dann erzählte er weiter, wie damals alles gewesen war. „Ich erinnere mich nicht mehr an jedes einzelne", sagte er, „und Björn will nicht, daß man davon spricht. Aber es lebt da noch ein Mann, Grani. Der sitzt jetzt auf Björns Väterhof. Er war schuld, daß Gudrun dem Olaf in die Hände fiel. Das quält Björn am meisten, daß der Verräter lebt und daß es ihm gut geht, dem Königsmann."

Thormod erzählte noch viel. Es klang wie eine dunkle Klage. Auf ihnen allen lastete Kummer. Ref prägte sich den Namen ein: „Scheiden-Grani".

*

Im Herbst, als der Hof fertig ausgebaut war, trat Björn vor Ref und sagte: „Nun ist er fast zu stattlich geworden, und ich habe Sorge um den Lohn, den du verlangen mußt. Aber sage nur, was recht ist. Es wird sich schon etwas finden, womit ich dich bezahlen kann."

Ref sagte: „Wichtig erscheint mir, daß dieser Hof nun auch einen Namen bekommt. Ich nenne ihn Wiesenhang. Ein besonderer Name ist das nicht. Aber er scheint mir gut zu passen. Nun aber darfst du nicht mehr von Lohn reden, Björn. Da ich dem Hof den Namen gab, muß ich dir wohl auch ein Geschenk dazu geben, und das war meine Arbeit. Auch meine Männer werden nichts von dir nehmen. Du hast uns ja auch ernährt die ganze Zeit her."

Ja, Ref hatte an Björns Tisch gesessen, und Helga hatte die Speisen bereitet und aufgetragen. Fleisch und Fisch und grobkörniges Brot. Er hatte sie sehen dürfen, jeden Tag, wie sie herumging und wirkte in ihrer ruhigen, hausfraulichen Art, gereift über ihr Alter. Am Spinnrocken sah er sie und am Webstuhl sitzend. Weiß war ihr Hemd und schön gestickt am Halse, und blau ihr Kleid, am Festtag mit zarten Pelzen geziert. Wenn sie den Tisch deckte, so spannte sich das Mieder um die Brust und an den Armen, wenn sie weißes Linnen über den rauhen Tisch breitete. Wenn sie die vollen Schüsseln niedersetzte mit gebräuntem Speck oder

gebratenen Vögeln, sah er auf sie, und mehr als die Speise erfreute ihn der Anblick. Gemessen und klug war ihr Wort und untadelig ihr ganzes Wesen. Ihre Augen waren klar, fest und voll schöner Ruhe. Sie flackerten nicht hierhin und dorthin. Eine reine Herdflamme brannte in ihnen, ohne Ruß und falsche Hitze. Eine bessere Frau konnte es unter der Sonne nicht geben. Nie ruhten ihre Hände. Wie eine Krone aus Gold war ihr hochgebundenes Haar, und am Halse, der gebräunt war von Luft und Sonne, trug sie eine kleine goldene Münze an silberner Kette. Gestern hatte Ref ihr das Schmuckstück hingehalten auf der Hand, ohne ein Wort zu wagen, und sie hatte ihn wieder nach ihrer Art prüfend angesehen, mitten durch das Herz schauend, und dann hatte sie es genommen. Heute trug sie es am Halse. Darum war Ref ausgelassen und fröhlich und hatte Lust, zu singen. Nein, er wollte kein Geld von Björn haben, auch keine Waren, aber vielleicht das Beste, was es in ganz Grönland gab.

Björn redete vergeblich auf Ref ein: Nicht umsonst könne er einen solchen Hausbau annehmen. Ref hörte gar nicht, was er sagte, von seinen Gedanken hinweggeführt. Dann aber ergriff er plötzlich Björns Hand, neigte sich und küßte sie. „Vater", sagte er, „ja, das möchte ich sagen." Und dann rasch, weil der Mut ihn zu verlassen drohte, „Brautwerber sollte ich schicken und gerne würde ich nach Brauch verfahren. Aber ich habe nicht Vater und Mutter und keine Verwandten hier im Lande. Ungewöhnlich ist der Weg, aber ist nicht vieles ungewöhnlich hier in der Fremde. Niemand hört uns und so laß uns offen sprechen wie Männer. Um Helga bitte ich dich. Und wenn es nicht sein kann, so sage ein Wort. Das Haus ist fertig. Morgen kann ich weiterfahren."

Lange schwieg Björn. Lange sah er zu Boden und dann auf Ref, jeden Zug seines Gesichtes prüfend. Ein schöner Mann stand da vor ihm, braun und in der Fülle der Kraft, ein offenes und reines Gesicht, gespannt von Willen und jetzt rot von Scham und Erregung.

„Ich will es dir gestehen", sagte Björn, „nicht ganz unerwartet kommt mir deine Bitte. Nicht unlieb bist du mir geworden, und auch Thormod spricht nur Gutes von dir. Aber jemandem, der hierhin und dorthin fährt, unsicher auf die Beute des Meeres und der Küsten sich verläßt, dem gebe ich mein Kind nicht. Aus altem Bauerngeschlecht bin ich und nur in der Not ein Fischer. Willst du aber hier bleiben und auf dem Hof, den du gebaut hast, seßhaft werden, so will ich mit Helga sprechen. Gegen ihren Willen möchtest wohl auch du sie nicht nehmen." Björn lächelte dazu und sagte: „Ja, ich weiß wohl, daß du da keinen Zweifel zu haben brauchst."

„So sage ihr, daß ich hier zu bleiben denke, solange es ihr Wille und dein Wille ist", sagte Ref. „Aber der Wille des Schicksals ist oft stärker als Menschenwille."

„Das weiß ich", sagte Björn, „und ich weiß auch, worauf du hinaus willst, und warum du hier an meinem Hof landetest. Aber ich möchte nicht, daß meine Tochter vielleicht schon am Tage nach der Hochzeit eine Witwe wird. Und nun höre, was ich in dieser Sache getan habe, als ich sah, wie es zwischen dir und Helga werden wollte."

Die beiden gingen während dieses Gespräches weiter vom Hause fort, bergaufwärts. Niemand brauchte zu hören, was sie redeten. Unter sich sahen sie weithin die Küste, das Meer und die Gehöfte an den Hängen. Björn deutete mit dem Fuß nach Thorgils Hof hinüber. „Ich war drüben bei denen", sagte er. „Helga hatte damals um Bedenkzeit gebeten, als Theingil anfragte. Aber nun wußte ich ja, daß sie lieber gestorben wäre. Darum ging ich selbst hin und stellte es ihnen vor, und daß ich nicht wolle, daß Unfrieden aus dieser Absage entstünde, und daß es nicht gut und bei uns nicht Brauch sei, eine Frau gegen ihren Willen zu verheiraten.

Merkwürdig vernünftig fand ich die Burschen. Etwas anderes beunruhigte sie. Nie sah ich sie so verlegen. Da ist nämlich diese Rannveig auf ihrem Schiff gestorben, während sie hierher auf der Fahrt waren. Und sie haben alles geerbt, was die Alte bei sich hatte. Vielleicht war es nicht wenig. Darum schien mir, hatten sie Furcht vor dir, und daß du vielleicht eine Klage vorbringen könntest, und daß über die Sache geredet würde, was ihnen nicht lieb ist. Nur so kann ich verstehen, warum sie so freundlich waren und umgänglich, gar nicht nach ihrer Art. Ich aber fragte sie geradeaus, wie es denn mit jenem Brand auf Weiberhalde gewesen sei. Aber da verschworen sie sich und sagten, sie wüßten nichts davon. Davon hören wir zum ersten Male, sagten sie, das war gewiß dieser Leif. Da jagt Ref auf einer falschen Fährte. Wir fürchten ihn nicht, aber du kannst ihm sagen, daß er uns Unrecht tut mit solchem Verdacht.

Du aber — hast du Beweise für das, was mir Kolbein sagte; daß die Thorgilssöhne dabei waren?"

„Nein", sagte Ref, „nicht so, daß ich Zeugen bringen könnte. Wer war denn dabei, als Leif, der nichts mehr aussagen kann? Aber dennoch zweifle ich nicht, daß Rannveig . . ."

„Aber die ist nun auch tot", sagte Björn.

„Sehr zu gelegener Zeit starb sie ihnen", sagte Ref.

„Jeder mag denken, was er will" sagte Björn, „und alles traue ich Thorgils und seinen Söhnen zu. Aber zu verachten sind sie nicht und dein Leben ist nicht viel wert, wenn du mit ihnen im Streit liegst. Antworte nicht und erzürne dich nicht. Ein anderes ist es, Streit zu suchen, ein anderes seine Zeit abzuwarten."

„Wäre ich nicht deiner Tochter begegnet", sagte Ref, „so wäre die Sache längst entschieden."

„Und wer weiß, ob du noch lebtest", sagte Björn. „Klugheit ziemt dem Manne und blinde Wut dem Berserker."

„Unklug" sagte Ref, „hat man mich lange nicht mehr gescholten."

„Nichts Unrechtes verlange ich von dir", sagte Björn, „keine Feigheit. Etwas anderes ist es ja auch, ob du für dich allein stehst, oder ob du eine Frau hast und vielleicht bald Kinder."

„Die Frau, die ich wählte", sagte Ref, „wird nichts Unehrenhaftes von mir verlangen."

„Das glaube ich auch", sagte Björn. „Verzeihe einem alten Manne, der zuviel erlebt hat."

„Ich werde den Streit nicht suchen", sagte Ref, „und ihm aus dem Wege gehen, wenn er mir aus dem Wege geht."

„Darauf kannst du dich jetzt verlassen", sagte Björn, „sie werden froh sein, wenn über Rannveig und die ganze Sache nicht weiter geredet wird. Hier in der Bucht sind nicht viele, die sie gerne sehen, aber auch kein einzelner bindet gerne mit ihnen an. Immer werden wir freilich eine böse Nachbarschaft behalten und auf unserer Hut sein müssen. Aber nicht von uns sollte das Begrabene ausgekratzt werden."

„Nach deinem Willen", sagte Ref und gab Björn die Hand. Die Liebe hatte ihn verwandelt und weich gemacht. „Vielleicht sind jene wirklich nicht dabei gewesen", dachte er, „Leif war alles zuzutrauen. Und nun lebt ja diese Rannveig nicht mehr."

Während des Baues wohnten Helga und Björn zusammen in einer kleinen Blockhütte, neben dem neuen Haus. Als Björn heimkam, stand Helga von der Bank auf und kam dem Vater entgegen. Sie hatte gesehen, wie er im Gespräch mit Ref davongegangen war. Björn legte den Arm um sie und sagte: „Dieser Ref möchte freien."

„Eine gute Frau muß es sein", sagte Helga, „die seiner würdig ist."

„Glaubst du denn", sagte der Vater, „daß du eine solche Frau bist?"

„Ich will es versuchen", sagte sie. Er drückte sie fest an sich und sie beugte sich herab und küßte ihren Vater. Lange war das nicht mehr geschehen.

„Mein Kind", sagte Björn, „einziges, liebes."

Am anderen Tag wurde das neue Haus geweiht. Gäste waren gekommen, Männer und Frauen aus anderen Gehöften, dann Ref und Buckel und die vier Männer, die aus Island noch bei ihm waren: Zwei Brüder Svein und Geitir, fast noch Knaben, ein Mann namens Helgi, und Eyvind, der Schmied, stille wortkarge Leute. Alle die da waren, gingen dreimal um das Haus herum. Helga trug Feuer in einem offenen Kessel. Dann traten sie in das Haus und die Glut wurde auf den neuen Herd geschüttet. Björn schürte die Flamme, und wiederum schritten sie alle um den Herd, dreimal, folgend dem Gang der Sonne. Dann wurde ein Kessel mit Wasser über die Flamme gesetzt, und

als es siedete, trat Björn unter die Türe auf die Schwelle und schüttete das Wasser aus dem Kessel hinaus auf den Weg und sprach:

„Weiche alles Böse,
Drude und Troll.
Ich verbiete dir Haus und Hof.
Ich verbiete dir Bett und Brunnen.
Ich verbiete dir Stiege und Stall.
Steige über alle Berge.
Weiche über alle Wasser.
Zähle aller Bäume Blätter
und alle Ähren auf Erden.
Komme auch dann nicht wieder.
Fahre nieder zur Hel."

Dann nahmen alle Platz auf den Bänken und Helga und die beiden Mägde brachten das Essen und Krüge mit Bier. Es war keine laute Feier, aber doch saßen sie fröhlich beieinander und das Bier löste auch schwerfällige Zungen. Zuletzt stand Björn auf und verkündete, daß Helga und Ref einander verlobt seien. Alle wünschten ihnen Glück. Helga gab Ref einen Gürtel aus Walroßhaut mit silberner Schnalle. Auf die innere Seite der Schnalle hatte Eyvind auf Helgas Bitte in aller Eile eine Runeninschrift gesetzt: „Helga gab diese Spange dem Ref. Segne Odin den Bund, weihe ihn Thor." Es war ein schönes Stück, und Ref war ganz beschämt. „Mein Geschenk", sagte er, „war soviel nicht wert. Aber alles, was mein ist, ist auch dein, fortan und immer."

„Ja, bis in den Tod", sagte Helga, „wollen wir alles gemeinsam haben."

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingssonne und Dreißigjähriger Krieg.

Eine Jugenderinnerung von **Max Jungnickel.**

Es ist wie ein Märchen, wenn die Frühlingssonne ans Schulstubenfenster tritt und groß und strahlend ihre Blicke über Tintenbänke gleiten läßt. Wie eine goldene Atempause im grauen Zahlen- und Buchstabenbetrieb wirkt das. Und auf einmal sagt der Lehrer: „Wenn ihr gut lernt, dann gehen wir in acht Tagen in den Wald." — Ja, das ist ein Wort, das die Kinderherzen vor Jubel aufreißt. Aber in diesen Tagen herrscht der Dreißigjährige Krieg. Ein schwerer und langer Krieg. Gewiß, es ist viel Verwegenes, viel Abenteuerliches, Buntes und Strauchritterhaftes darin. Wallenstein und Tilly und Gustav Adolf, das sind Kerle, die man liebt und haßt, für die man flackert und glüht. Aber diese Helden wurden geboren und schlugen Schlachten und sind gefallen. Und das muß man wissen, das muß man genau mit Daten und Jahreszahlen belegen. O das gibt eine ganze Armee Geschichtszahlen! Und die muß man vorwärts und rückwärts und aus der Reihe kennen. Das ist eine Arbeit! Im Gehirn steht eine Mühle, und die muß sich drehen, immer hübsch im Kreis herum, und dann wieder zurück, und dann muß die Mühle, auf einen Lehrerzuruf, mit einem Ruck anhalten können. Und der Ruck muß ganz genau bezeichnet werden: Datum und Jahr? — — Ja, das ist bestimmt nicht einfach, zumal man ein ganz schlechtes Zahlengedächtnis hat. Man wird so langsam mit Haß vollgeladen auf einen Mann wie Wallenstein, der aus den Schlachten und Siegen und Unterhandlungen gar nicht mehr herauskam. Man hätte lieber gesehen, er wäre schon in der Schlacht bei Lützen von einer Kugel getroffen worden, damit man nicht mehr nötig gehabt hätte, die ganze eiserne Kette seiner Taten herunterzuschnurren. —

Ich setzte mich also wahrhaft auf die Hosen, machte mir lange Zettel mit den Jahreszahlen und lernte und lernte. Meine Mutter hörte mir die Zahlen ab. Ja, vorwärts ging's halbwegs, rückwärts und außer der Reihe haute ich immer daneben. Meine Mutter hatte offenbar Mitleid mit mir und fragte mich oftmals, zwischen vielen Nieten, nach der Schlacht bei Breitenfeld und nach der Zerstörung Magdeburgs. Und wenn dann, zwischen Fehlschlüssen, immer diese richtigen Treffer kamen, dann erfreute mich meine Mutter immer wieder: „Na, siehst du, es geht ja!" Aber leider war mein Lehrer gar nicht auf Ermunterungen eingerichtet. Er fragte mich nie nach den Zahlen und Daten, die ich wußte. Immer griff er daneben, oder ich griff daneben. Und nach jedem Fehlgriff kam's wie ein Blitzschlag: „Mit unserm Waldspaziergang wird nichts. Ihr könnt euch bei **dem** bedanken!" Und seine Augen loderten mich an. Und meine Mitschüler hatten so etwas wie Haß und Verachtung im Blick. Und immer eifriger saß ich daheim und ochste die Zahlen des Dreißigjährigen Krieges. Ich gab mir Mühe, ich gab mir schmerzhafte Mühe. Aber ich habe nun mal kein Zahlengedächtnis mit auf die Welt gebracht. Und dann saß ein Vogel am Fenster und nahm mich mit in seinem Lied.

In der Schule wurde ich gehänselt, beschimpft, weil ich der Grund war, der den Waldspaziergang zu Luft werden ließ. Eine Verstocktheit fraß sich in mein Herz. Um diesen Preis einen Waldspaziergang! Um den Preis, daß ich mir den Kopf zerrieb, daß ich Höllenqualen ausstand, wenn ich nach dem Todesjahr Pappenheims gefragt wurde, deshalb einen Waldspaziergang? Ich fing an, den Lehrer zu verachten. Die Geschichtsstunden wurden mir zum Fegefeuer. Und den Ausflug, den ich so freudig ersehnt hatte, verabscheute ich bis in die tiefste Seele.

Meine Mutter wußte um mich Bescheid. Sie erklärte mir, als ich sie wieder bat, mir die Zahlen abzuhören: „Ach, laß die dummen Dinger!" Es kam so etwas wie eine Erleichterung über mich. Dann schrieb sie einen Zettel und bescheinigte darauf, daß ich krank sei. Diesen Zettel bekam der Lehrer.

Ich blieb daheim. In den Nachmittagsstunden zog die Schulklasse singend an unserem Fenster vorüber. Sie machten alle einen Waldspaziergang. Ich stand hinter der Gardine. Und als ich sie alle dahinlaufen sah, den Lehrer voran, da fiel's wie ein Stein von meinem Herzen: „Dem Himmel sei Dank, nun bin ich wieder frei. Nun ist die bange Zeit endlich vorüber mit dem Dreißigjährigen Krieg!" Es war, als ob ein neues Leben für mich anfing. Jetzt ist nun Schluß mit dem ewigen Abhören und den Demütigungen. Gut, daß sie nun endlich den gemeinen, den ganz gemeinen Waldspaziergang machen. — Und am Sonntag ging ich mit meiner Mutter in den Wald. Wie ein Märchen war das, wie ein vernünftiges Märchen.

Fritz Reuters Schicksalsjahr beginnt.

Zur Erinnerung an den Mai des Jahres 1832.
Von K. Altwallstädt.

Als die deutschen Burschenschaften beschlossen hatten, Fritz Reuter ein Denkmal zu setzen, konnte man sich zunächst nicht über den Ort einigen, an dem es stehen sollte. Da gab ein Wort in einem Briefe „Lowisings", der Witwe des Dichters, den Ausschlag. Denn diese Briefstelle bezeichnete Jena als die Schicksalsstadt Reuters. Hundert Jahre sind es im Maimonat des Jahres 1932 her, daß der Stavenhagener Bürgermeisterssohn hoffnungsfroh und ahnungslos nach der Stätte zog, die ihm zum Verhängnis wurde und die er trotzdem im Gedicht gepriesen hat, dankbar für gewährte schöne Stunden. Nach einem für das Studium so ziemlich verlorenen Rostocker ersten Semester entschied Fritz Reuter sich für Jena, gewiß nicht unbeeinflußt von seinem Paten Weber, dem Urbild des „Amtshauptmann Weber" in Reuters Erzählung „Ut de Franzosentid". Weber war ein leidenschaftlicher Jenaschwärmer, hütete wie einen Schatz sein altes Jenaer Studentenstammbuch und ging niemals ohne den geliebten „Ziegenhainer" aus, welcher Stock denn auch in der „Franzosentid" eine Rolle spielt. In den Briefen des Amtshauptmanns kehrt das Lob Jenas und seiner malerischen „Bierdörfer", in denen er als Musensohn so „königlich froh" war, öfters wieder. Und vor allem in den Gesprächen, die er mit der schon in ganz jungen Tagen gelähmten Mutter des künftigen Dichters am Krankenbett führte, bildete Jena einen Lieblingsstoff des einstigen Studenten. Kein Wunder, daß sein Patenkind Fritz den Ort so vieler Freuden gleichfalls kennen lernen wollte.

Mit mehreren Freunden begibt sich Fritz Reuter also Anfang Mai 1832 auf die Fahrt über Berlin nach Halle. Von hier geht es durch das liebliche Saaletal zu Fuß nach Jena. Welch beglückenden Eindruck es auf ihn macht, zeigt ein Brief vom 25. Mai an den um ihn schon recht besorgten Vater: „Nun bin ich hier und soll studieren. Ja, unter solcher Leitung, bei so einem Vortrage muß man lernen, man mag wollen oder nicht: von Schröter, das ist ein Mann!... Es gefällt mir hier außerordentlich gut. Jena selbst hat eine himmlische Lage, mitten in dem Saaletal, von 3—400 Fuß hohen Bergen umgeben."

Sein erster Gang hatte dem Burgkeller, der berühmten Heimstätte der Burschenschaft, gegolten. Die Burschenschaft, 1810 gegründet, 1819 aufgelöst, 1827 neugebildet, 1830 in Arminen und Germanen gespalten und Anfang 1832 wieder zu einer allgemeinen Burschenschaft vereinigt, war allerdings eine verbotene Verbindung, aber da sich Söhne der besten Familien zu ihr bekannten, trat auch Reuter ein. Im Karzerraum des Jenaer Stadtmuseums sehen wir heute noch den selbstgeschnitzten Knotenstock, mit dem der schlanke, langhalsige und langhaarige Student, bald „Bier-Reuter" geheißen, einherzog. Vom Studium lenkte ihn das bunte akademische Treiben wohl allzu sehr ab. Politisch soll er nicht eigentlich eingestellt, sondern eher ein Mitläufer gewesen sein. Wenn er im Juli 1832 nach der neuen Spaltung der Burschenschaft trotzdem nicht bei den gemäßigteren Arminen blieb, vielmehr sich den Germanen anschloß, so folgte er damit seinen näheren Freunden.

Leider zog der lebenslustige Studiosus sich in Jena die Feindschaft der Pedelle zu, die bei der unter den Studierenden herrschenden Unruhe ein strenges Regiment ausüben durften. Ein Unstern waltete dabei öfers über dem jungen Mecklenburger. So lag z. B. Reuter in der Neujahrsnacht 1832/33, in der das Haus eines Justizamtmannes in Jena gestürmt wurde, auf seinem Zimmer, ein Freund jedoch lief in dem stadtbekannten Reuterschen weißen Flausch in den Straßen umher und beging die tollsten Ausschreitungen. Die Universitätspedelle schwuren darauf, daß es Fritz Reuter gewesen sei. Als schließlich einer der Pedelle im Februar 1833 Reuter und einige Kommilitonen in kränkender Weise festnehmen ließ, begehrte dieser heftig auf und forderte Bestrafung des Eigenmächtigen. Gleichzeitig teilte er seinen Entschluß mit, Jena zu verlassen, und bat um ein Sittenzeugnis. Er erhielt eins, das ihn als politisch Unverdächtigen auszuweisen schien, und ging damit zunächst nach Hamburg und dann nach Stavenhagen.

Mittlerweile aber gelang es den feindseligen Pedellen, sich an Reuter zu rächen, indem sie ihn der Teilnahme an Ausschreitungen verdächtigten Nachzuweisen sind ihm solche nicht gewesen, doch der Verdacht genügte zu seinem Unglück. Denn er bewirkte, daß man ihm das folgende Dekret nach Stavenhagen nachsandte:

„Nachdem wir am heutigen Tage beschlossen haben, daß der stud. jur. Friedrich Reuter aus Stavenhagen, dafern er hierher zurückkehren würde, im polizeilichen Wege von hier wieder weggewiesen werden solle, machen wir demselben solches hiermit bekannt, um ihm etwaige Reisekosten zu ersparen. Jena, im März 1833. Prorector und Senat."

Die Folgen dieser Ausweisung, die ihn, den Germanen, vollends zum verdächtigen Subjekt gestempelt hat, sind allgemein bekannt. Mit einer siebenjährigen Festungszeit büßte er das jubelnd begonnene, schrill endende, wunderliche Schicksalsjahr am Saalestrand. Ja, der aus der Bahn Geworfene büßte es mit noch weit längerem, bitterem wirtschaftlichem Kampfe.

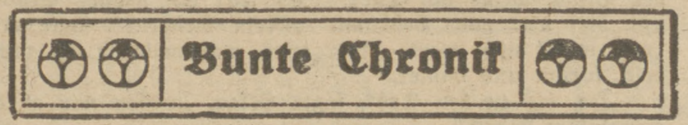
Und dennoch hat er Jena, das schöne Tor zu seinem Unglück, lieb behalten. Die beste, berühmteste Szene in der Verserzählung „Hanne Nüte" zeugt davon. Wie dringlich mahnt da der alte Pastor den auf die Wanderschaft gehenden Schmiedegesellen, Jena zu besuchen! Wie ficht er begeistert mit der Bohnenstange in Erinnerung an „Terz und Quart und Quartrevers"! Von seiner Pfarrerin zur Würde ermahnt, unterbricht er sich zwar, aber zu guter Letzt ruft er doch dem Scheidenden nach:

„Ein Wurd noch, Sähn!
Ich würde doch nach Jena gehn!"

So setzte der Dichter, der einst als „ein durch sein Beispiel sehr schädliches Glied der Universität" weggewiesen worden war, der Stadt ein literarisches Denkmal, auf das sie immer stolz sein wird. Er hat sie auch gern wieder aufgesucht, als man 1855 das Universitätsjubiläum feierte. Er freute sich, wenn die Burschenschafter ihn zu ihren Stiftungsfesten als Ehrengast einluden. Für das Kneipzimmer der Arminia und Germania schenkte er sein Bildnis und schrieb darunter die Worte:

„Die Welt ist anders geworden, ich fühl's.
Der Ernst trat an Stelle des fröhlichen Spiels.
Wo einst ich gejubelt in jungen Jahren,
Hängt man mich jetzt auf in ergrauten Haaren."

Im alten Burgkeller, in dessen Hanfriedzimmer man übrigens auch eine gemütliche „Reuterecke" eingerichtet hat, finden wir jenes Bild im Kneipzimmer. Nur „hängt" der Dichter nicht, wie der Spruch besagt, an der Wand, sondern ist in diese recht fest **eingemauert**! Durch diese Maßnahme haben es die Arminen unmöglich gemacht, daß ihnen die Germanen von Zeit zu Zeit das Reuterbild entführten, das sie sich dann immer von neuem zurückrauben mußten. (Ganz so anders scheint die Welt also doch wohl nicht geworden, lieber Fritz Reuter!)



Die Sprechmaschine, eine Erfindung der Chinesen.

Bisher nahm man allgemein an, daß Edisons Phonograph die erster Vorstufe des heutigen Grammophons war. Nun berichtet Dr. Rudolf Lothar in seinem kürzlich erschienenen Buch „Die Sprechmaschine", daß ein ähnlicher Apparat in China bereits vor dreitausend Jahren bekannt war. Zu jener Zeit lebte in China ein Gouverneur, der diese Erfindung auch praktisch zu verwenden wußte. Seine Botschaften an seinen kaiserlichen Herrn ließ er nicht niederschreiben, sondern sprach sie in eine Kiste hinein, deren Holzplatten auf eigentümliche Art präpariert waren. Die versiegelte Kiste wurde dem Himmelssohn in seinem Palaste zugestellt. Nach Ingangsetzen des Mechanismus konnte der Kaiser den mündlichen Bericht seines Gouverneurs wortgetreu hören. In altchinesischen Chroniken wird dieser Apparat unter dem Namen „Tausend-Meilen-Sprecher" erwähnt. In einem chinesischen Buch, das vor etwa 2000 Jahren geschrieben wurde, fand Dr. Lothar eine neue Bestätigung dafür, daß der Sprechapparat im alten China bekannt war. Er bestand aus einer Kombination eines Uhrwerks mit Walzen, auf welchem Laute und Töne festgehalten und wiedergegeben werden konnten. Die chinesische Sprechmaschine geriet später in Vergessenheit. Es ist übrigens interessant, daß der französische Krieger und Schriftsteller Cyrano de Bergerac in seinem Buch „Reise zum Mond" von einer Zauberkiste spricht, die durch Verwendung einer Nadel gesprochene Worte und Musik wiedergeben kann. Im Jahre 1729 setzte die Akademie der Wissenschaften in Petersburg für die Erfindung eines Sprechapparates einen hohen Preis aus. Alle Versuche in dieser Richtung schlugen fehl. Erst 1876 gelang es Edison, seine „sprechenden Walzen" zu konstruieren. Elf Jahre später stellte der deutsche Ingenieur Emil **Berliner** die erste Grammophonplatte her.

Kamele mit Radioempfängern.

Die tödliche Langeweile einer tagelangen Wüstenreise gehört dem Fabelreich an, seitdem man die Kamele mit Radioempfängern ausgerüstet hat. Die Wüstenfahrer brauchen nur den Empfänger einzuschalten und sie erfahren, was draußen in der Welt vorgeht; sie sind nicht mehr abgeschnitten wie früher, sie stehen mit der ganzen Erde in Verbindung durch dieses große technische Wunder, das dem Verkehr, dem Handel, dem Leben von heute den Stempel aufdrückt.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg.